

Eduard Limonow, eine der umstrittensten und widersprüchlichsten Figuren Russlands, lebt sein abenteuerliches Leben mit einer schwindelerregenden Intensität. Er hatte Sex mit Männern und Frauen, verführte

Minderjährige, wurde Familienvater, lebte als hungerleidender und partyfeiernder Dandy in den USA und Paris, kämpfte als Freiwilliger in diversen Kriegen, tötete und saß im Gefängnis. Seine politische Haltung oszilliert zwischen extrem rechts und extrem links – immer in Opposition zum Establishment.

Emmanule Carrère erzählt in dieser alle Genres sprengenden Romanbiografie die schillernde Geschichte Eduard Limonows, rekonstruiert ein Leben, das ihn fasziniert, aber auch abstößt – und skizziert wie nebenbei seine eigene Annäherung an das heutige Russland.

EMMANUEL CARRÈRE, geboren 1957 als Sohn der französischen Historikerin Hélène Carrère d'Encausse, lebt als Schriftsteller, Regisseur, Produzent und Drehbuchautor in Paris. 2010 war Carrère Jurymitglied bei den Filmfestspielen in Cannes. Für »Limonow« wurde er 2011 mit dem Prix Renaudot und dem Prix de la langue française ausgezeichnet.

EMMANUEL CARRÈRE

LIMONOW

*Aus dem Französischen
von Claudia Hamm*

btb

*Wer den Kommunismus wiedererrichten will,
hat keinen Verstand. Wer ihm nicht nachtrauert,
hat kein Herz.*

Wladimir Putin

Prolog

Moskau,
Oktober 2006,
September 2007

I

Bevor Anna Politkowskaja am 7. Oktober 2006 im Treppenhaus ihres Wohnblocks abgeknallt wurde, war der Name dieser couragierten Journalistin und erklärten Gegnerin der Politik Putins nur denjenigen bekannt, die sich mit den Kriegen in Tschetschenien genauer befassten. Von einem Tag auf den anderen jedoch wurde ihr trauriges, entschlossenes Gesicht im Westen zu einer Ikone der Meinungsfreiheit. Ich hatte gerade einen Dokumentarfilm in einer kleinen russischen Stadt gedreht und hielt mich oft in Russland auf, deshalb schlug mir eine Zeitschrift nach dem Bekanntwerden dieser Nachricht vor, das nächstbeste Flugzeug nach Moskau zu nehmen. Meine Mission bestand nicht darin, den Mord an Politkowskaja zu untersuchen, sondern Leute zum Sprechen zu bringen, die sie gekannt und geliebt hatten. So verbrachte ich eine Woche in den Büros der *Nowaja Gaseta*, der Zeitung, deren Starreporterin sie gewesen war, aber auch in jenen von Menschenrechtsorganisationen und Verbänden von Soldatenmüttern, deren Söhne in Tschetschenien getötet oder verstümmelt worden waren. Diese Büros waren winzig, schlecht beleuchtet und mit veralteten Computern ausgestattet. Auch die Aktivisten, die mich dort empfingen, waren oft alt und auf dramatische Weise in geringer Zahl. Es war ein kleiner Kreis, in dem jeder jeden kennt und wo auch ich bald jeden kannte – und im Grunde bildet dieser Kreis allein die demokratische Opposition in Russland.

Neben einigen russischen Freunden kenne ich in Moskau einen kleinen Zirkel, der sich aus abgewanderten französischen Journalisten und Geschäftsmännern zusammensetzt, und wenn ich ihnen abends von meinen Besuchen des Tages erzählte, lächelten sie leicht bedauernd: Diese tugendhaften Demokraten und Menschenrechtsaktivisten, von denen ich berichtete, waren

freilich respektable Leute, aber in Wirklichkeit scherte sich keiner einen Dreck um sie. Sie führten einen von vornherein verlorenen Kampf in einem Land, in dem man sich um Freiheiten auf dem Papier wenig sorgt, solange jeder das Recht hat, sich zu bereichern. Im Übrigen konnte nichts meine ausgewanderten Freunde so sehr amüsieren oder aufregen – je nach Charakter – wie die in der öffentlichen Meinung Frankreichs verbreitete These, der Mord an Politkowskaja sei vom FSB – dem Sicherheitsdienst, der zu Zeiten der Sowjetunion KGB hieß – und mehr oder weniger von Putin selbst in Auftrag gegeben worden.

»Hör mal zu«, sagte Pawel zu mir, ein französisch-russischer Akademiker, der sich aufs Geschäftemachen verlegt hatte, »langsam reicht's mit diesem Blödsinn. Weißt du, was ich gelesen habe – ich glaube im *Nouvel Observateur*? Es sei doch seltsam, dass Politkowskaja sich ausgerechnet an Putins Geburtstag habe kaltmachen lassen. *Ausgerechnet*! Ist dir klar, wie blöd einer sein muss, um da schwarz auf weiß dieses *ausgerechnet* hinzuschreiben? Was ergibt denn das für eine Szene? Krisenversammlung beim FSB. Der Chef sagt: Leute, wir müssen uns mal die Köpfe zerbrechen. Wladimir Wladimirowitsch hat bald Geburtstag, und wir müssen uns ein Geschenk einfallen lassen, das ihm Freude macht. Hat jemand eine Idee? Allgemeines Grübeln, dann erhebt sich eine Stimme: Und wenn wir ihm den Kopf von Anna Politkowskaja bringen, dieser Erbsenzählerin, die ihn immerzu kritisiert? Zustimmunges Murmeln in der Runde. Da ist sie, die gute Idee! An die Arbeit, Jungs, ihr habt freie Hand! Entschuldige«, sagt Pawel, »aber diese Szene kaufe ich nicht ab. Vielleicht in einem russischen Remake von *Mein Onkel, der Gangster*. Aber nicht in Wirklichkeit. Und weißt du was? Die Wirklichkeit ist das, was Putin gesagt hat und was die guten Seelen im Westen so dermaßen schockiert: Der Mord an Anna Politkowskaja und das ganze Heckmeck, das darum gemacht wird, schaden dem Kreml doch viel mehr als die Artikel, die sie zu Lebzeiten in ihrer Zeitung geschrieben und die keiner gelesen hat.«

Ich hörte Pawel und seinen Freunden zu, wie sie in einem dieser schönen Apartments, die Leute wie sie für ein Vermögen im

Stadtzentrum von Moskau mieten, mit dem Argument die Macht verteidigten, dass erstens die Dinge tausendmal schlimmer stehen könnten und dass sich zweitens die Russen damit abfinden – in wessen Namen sollte man sie also schulmeistern? Aber ich hörte auch die traurigen, verlebten Frauen an, die mir den ganzen Tag lang Geschichten von nächtlichen Verschleppungen in Fahrzeugen ohne Nummernschilder erzählten, von Soldaten, die gefoltert wurden, aber nicht von ihren Feinden, sondern ihren eigenen Vorgesetzten, und vor allem von Rechtsverweigerung. Letzteres kehrte im Gespräch ständig wieder. Dass Polizei oder Armee korrupt sind, liegt in der Ordnung der Dinge. Dass ein menschliches Leben wenig wert ist, gehört zur russischen Tradition. Aber die Arroganz und Brutalität der Machtrepräsentanten, wenn einfache Bürger es wagten, sie um Rechenschaft zu bitten, und ihre absolute Gewissheit, straffrei zu bleiben, die ertrugen weder die Mütter der Soldaten noch die der Kinder, die in der Schule von Beslan im Kaukasus massakriert worden waren, noch die Angehörigen der Opfer aus dem Dubrowka-Theater.

Erinnern Sie sich, es war im Oktober 2002. Drei Tage lang zeigten sämtliche Fernsehstationen der Welt nichts anderes als das: Tschetschenische Terroristen hatten während einer Vorstellung des Musicals *Nord-Ost* das gesamte Theaterpublikum als Geisel genommen. Die Spezialeinheiten, die jede Verhandlung verweigerten, lösten das Problem, indem sie die Geiseln vergasteten und dabei die Geiseln gleich mit – und zwar mit einer Entschlossenheit, zu der Präsident Putin sie ausdrücklich beglückwünschte. Die Zahl der zivilen Opfer ist umstritten, sie liegt bei etwa einhundertfünfzig, und ihre Angehörigen werden als Komplizen der Terroristen angesehen, wenn sie fragen, ob man dabei nicht anders hätte vorgehen können, oder wenn sie darum bitten, man möge sie und ihre Trauer mit etwas weniger Achtlosigkeit behandeln. Seither treffen sie sich jedes Jahr zu einer Gedenkfeier, welche die Polizei zwar nicht ganz zu verbieten wagt, dafür aber überwacht wie eine Versammlung von Aufständischen – wozu sie auch wirklich inzwischen geworden ist.

Ich bin zu einer dieser Feiern hingegangen. Ich schätze, es waren zwei-, dreihundert Menschen auf dem Platz vor dem Theater und rings um sie herum noch einmal genauso viele Angehörige des OMON, des russischen Äquivalents zu unserer Bereitschaftspolizei CRS und wie diese mit Helmen, Schutzschilden und Schlagstöcken bewaffnet. Es begann zu regnen. Regenschirme öffneten sich über Kerzen, die mich mit ihren Papierkrausen zum Schutz der Finger vor dem heißen Wachs an die orthodoxen Feiern erinnerten, zu denen man mich früher als Kind zu Ostern mitnahm. Statt der Ikonen prangten Schilder mit den Fotos und Namen der Toten. Die Menschen, die diese Schilder und Kerzen trugen, waren Waisen, Witwen und Witwer oder Eltern, die ein Kind verloren hatten – wofür das Russische so wenig wie das Französische ein eigenes Wort besitzt. Nicht ein einziger staatlicher Repräsentant war gekommen, wie ein Vertreter der Familien mit kaltem Zorn unterstrich, der ein paar öffentliche Worte formulierte – die einzigen während der gesamten Veranstaltung. Keine Reden, keine Slogans, keine Gesänge. Man begnügte sich damit, schweigend mit der Kerze in der Hand dazustehen oder leise in kleinen Grüppchen zu sprechen, umzingelt von einer Mauer von OMON-Einheiten. Ich blickte mich um und erkannte einige Gesichter wieder: Außer den trauernden Familien waren die Großen und Kleinen dieser überschaubaren Welt von Oppositionellen gekommen, in der ich seit einer Woche unterwegs war, und hier und da nickten wir uns mit der angemessenen Trauer im Blick zu.

Oberhalb der Stufen, vor den geschlossenen Pforten des Theaters, sah ich eine Gestalt, die mir entfernt bekannt vorkam, aber es gelang mir nicht, sie zu identifizieren. Es war ein Mann in schwarzem Mantel, der wie alle anderen eine Kerze in der Hand hielt und von mehreren Personen umringt war, mit denen er halblaut sprach. Wie er so in der Mitte eines Kreises oberhalb der Menge stand, abseits und doch die Blicke auf sich ziehend, machte er einen wichtigen Eindruck, und merkwürdigerweise dachte ich an den Chef einer Gang, der von seinen Bodyguards umgeben dem Begräbnis eines seiner Männer beiwohnt. Ich sah

nur sein abgewandtes Profil; aus dem hochgeschlagenen Kragen seines Mantels stand ein kleiner Spitzbart heraus. Eine Frau neben mir hatte ihn auch entdeckt und sagte zu ihrer Nachbarin: »Eduard ist da, das ist gut.« Er wandte den Kopf in unsere Richtung, als habe er sie trotz der Entfernung gehört. Die Flamme seiner Kerze hüllte die Züge seines Gesichts aus.

Ich erkannte Limonow.

2

Wie lange schon hatte ich nicht mehr an ihn gedacht? Ich hatte ihn Anfang der Achtzigerjahre kennengelernt, als er bekränzt vom Erfolg seines Skandalromans *Fuck off, Amerika* nach Paris gezogen war. Darin erzählte er von dem armseligen und glamourösen Leben, das er in New York geführt hatte, nachdem er aus der Sowjetunion emigriert war: von Gelegenheitsjobs, seinem Leben als Tagedieb in einer heruntergekommenen Absteige und zuweilen auch auf der Straße, hetero- und homosexuellen Bettgeschichten, Besäufnissen, Diebstählen und Prügeleien – was die Gewalt und Wut betrifft, konnte es an die nächtlichen Streifzüge von Robert De Niro in *Taxi Driver* denken lassen, im Hinblick auf seinen Lebensdrang an die Romane von Henry Miller, mit dem Limonow die Dickhäutigkeit und die innere Ruhe eines Kannibalen teilte. Das Buch hatte etwas, und sein Autor enttäuschte nicht, wenn man ihm begegnete. Sowjetische Dissidenten waren damals für gewöhnlich schwere, schlecht gekleidete Barträger, die in kleinen, mit Büchern und Ikonen vollgestopften Wohnungen lebten, wo sie nächtelang vom Heil der Welt durch die Orthodoxie redeten – stattdessen fand man sich vor einem durchtriebenen, witzigen, anziehenden Typen wieder, der die Aura eines Matrosen auf Landgang und gleichzeitig die eines Rockstars hatte. Es war die große Zeit des Punks, sein erklärter Held war Johnny Rotten, der Leader der Sex Pistols, und er hatte keine Hemmungen, Solschenizyn als altes Arschloch zu bezeichnen. Sein *new wave*-artiges Dissidententum war erfrischend, und bei seiner Ankunft war Limonow

der Liebling der kleinen literarischen Welt von Paris – in der ich selbst schüchtern debütierte. Limonow war kein fiktionaler Autor, er konnte nur von seinem Leben erzählen, aber sein Leben war faszinierend, und er erzählte gut davon, in einem einfachen, plastischen Stil ohne literarisches Getue und mit der Energie eines russischen Jack London. Nach seinen Chroniken aus der Emigration veröffentlichte er Erinnerungen an seine Kindheit in der Vorstadt von Charkow in der Ukraine, an die Zeit als jugendlicher Kleinkrimineller und schließlich als Avantgarde-Dichter im Moskau unter Breschnew. Er schilderte die Sowjetunion und diese Epoche mit spöttischer Nostalgie als ein Paradies für pffiffige Hooligans, und nicht selten hielt er am Ende eines Abendessens, wenn alle außer ihm betrunken waren – denn er selbst hält dem Alkohol wundersam stand –, ein Loblied auf Stalin, was man seiner Lust an der Provokation zuschrieb. Traf man ihn im *Palace*, trug er das Segelhemd eines Rote Armee-Offiziers zur Schau. Er schrieb im *L'Idiot international*, der Zeitung von Jean-Edern Hallier, die keine ideologischen Schwarz-Weiß-Zeichner, sondern nonkonformistische, brillante Geister zusammenführte. Er liebte Prügeleien und hatte einen unglaublichen Erfolg bei Frauen. Die Freiheit seines ganzen Auftretens und seine abenteuerliche Vergangenheit imponierten uns jungen Bürgerlichen. Limonow war unser Barbar, unser Gauerner: Wir verehrten ihn.

Die Dinge begannen in eine seltsame Richtung zu laufen, als der Kommunismus zusammenbrach. Jeder freute sich darüber außer ihm, und er schien nicht zu scherzen, wenn er für Gorbatschow ein Erschießungskommando forderte. Er begann, auf lange Reisen in den Balkanraum zu verschwinden, wo er, wie man mit Entsetzen entdeckte, an der Seite von serbischen Truppen in den Krieg zog – und das hieß in unseren Augen: an der Seite von Nazis oder Völkermördern wie den Hutus. In einer Dokumentation der BBC sah man ihn unter dem wohlwollenden Blick von Radovan Karadžić, dem Chef der bosnischen Serben und allseits bekannten Kriegsverbrecher, auf das belagerte Sarajewo schießen. Nach diesen Heldentaten kehrte er nach Russland zurück, wo er

eine Vereinigung mit dem vielversprechenden Namen Nationalbolschewistische Partei gründete. Zuweilen zeigten Reportagen junge Typen mit kahlrasiertem Schädel und schwarzer Kleidung, wie sie mit halbem Hitlergruß (erhobener Arm), halb kommunistischem Gruß (geschlossene Faust) durch die Straßen von Moskau zogen und Parolen brüllten wie »Stalin! Beria! Gulag!« (und soviel meinten wie: Gebt sie uns wieder!) Die Fahnen, die sie schwangen, waren denen des Dritten Reichs nachempfunden, jedoch mit Hammer und Sichel anstelle des Hakenkreuzes. Und der Besessene mit der Baseballkappe, der mit dem Megafon in der Faust an der Spitze dieser Aufmärsche herumpfuchtelte, war genau jener witzige und verführerische Kerl, dessen Freunde zu sein wir wenige Jahre zuvor alle noch so stolz gewesen waren. Es war, als würde man die Entdeckung machen, ein ehemaliger Schulkamerad sei ein Hauptakteur des organisierten Verbrechens geworden oder habe sich bei einem terroristischen Attentat selbst in die Luft gesprengt. Man denkt an ihn zurück, wühlt in eigenen Erinnerungen und versucht, sich die Verkettung von Umständen und persönlichen Motiven zusammenzureimen, die sein Leben so weit von dem unseren wegführen konnten. Im Jahr 2001 erfuhren wir, dass Limonow verhaftet und verurteilt worden war und man ihn aus reichlich obskuren Gründen, bei denen von Waffenhandel und einem versuchten Staatsstreich in Kasachstan die Rede war, ins Gefängnis gesteckt hatte. Untertrieben gesagt haben wir uns in Paris nicht gerade überschlagen, um Petitionen für seine Freilassung zu unterzeichnen.

Ich wusste nicht, dass er aus dem Gefängnis entlassen worden war, und ich war vor allem überrascht, ihn an diesem Ort wiederzufinden. Er machte weniger auf Rocker als damals und wirkte eher intellektuell, aber er hatte immer noch dieselbe markige und willensstarke Aura, und sie war selbst auf hundert Meter Entfernung zu spüren. Ich zögerte, ob ich mich in die Schlange der Leute einreihen sollte, die offensichtlich bewegt waren von seiner Anwesenheit und zu ihm gingen, um ihn zu begrüßen. Doch für einen Augenblick kreuzte sein Blick den meinen, und

da er mich nicht zu erkennen schien und ich wiederum nicht recht wusste, was ich ihm hätte sagen sollen, ließ ich es bleiben.

Verwirrt von dieser Begegnung ging ich zurück ins Hotel, wo eine neue Überraschung auf mich wartete. Beim Durchblättern einer Artikelsammlung von Anna Politkowskaja entdeckte ich, dass sie zwei Jahre zuvor den Prozess von neununddreißig Aktivistinnen der Nationalbolschewistischen Partei verfolgt hatte, die angeklagt waren, mit Rufen wie »Putin, verschwinde!« den Sitz der Präsidialverwaltung überfallen und demoliert zu haben. Für diese Tat hatten sie hohe Gefängnisstrafen aufgebremst bekommen – und Politkowskaja verteidigte sie lautstark als junge, mutige und unbestechliche Menschen, die mehr oder weniger die Einzigen seien, die noch Vertrauen in die moralische Zukunft des Landes vermittelten.

Ich konnte es nicht fassen. Mir war der Fall eindeutig und rettungslos verloren erschienen: Limonow war ein grauenhafter Faschist an der Spitze einer Miliz von Skinheads. Und nun sprach eine Frau, die seit ihrem Tod einmütig als Heilige angesehen wird, von ihm und den seinen als von Helden des demokratischen Kampfs in Russland! Und im Internet fand ich dieselben Töne seitens Elena Bonner. Elena Bonner! Der Witwe von Andrei Sacharow, dem großen Gelehrten, dem großen Dissidenten, moralischen Gewissen und Friedensnobelpreisträger! Auch sie hielt viel von den *Nazboly* – so nennt man in Russland die Mitglieder der Nationalbolschewistischen Partei, wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr. Sie sollten vielleicht darüber nachdenken, den Namen ihrer Partei zu ändern, sagte sie, denn für manche Ohren höre er sich übel an, aber ansonsten seien es tolle Leute.

Einige Monate später erfuhr ich, dass unter dem Namen *Drugaja Rossija*, Das andere Russland, ein politisches Bündnis entstanden war, das von Garri Kasparow, Michail Kassjanow und Eduard Limonow angeführt wurde – das heißt von einem der größten Schachspieler aller Zeiten, einem ehemaligen Premierminister Putins und einem nach unseren Maßstäben anrühigen Schriftsteller – ein seltsames Gespann. Ganz offensichtlich hatte sich etwas geändert, vielleicht nicht Limonow selbst, aber auf

jeden Fall die Rolle, die er in seinem Land spielte. Und als Patrick de Saint-Exupéry, den ich als Korrespondenten des *Figaro* in Moskau kennengelernt hatte, mir von einem neuen Reportagemagazin berichtete, dessen Erscheinen er vorbereitete, und mich fragte, ob ich ein Thema für die erste Nummer wisse, antwortete ich ohne weiter nachzudenken: Limonow. Patrick schaute mich mit großen Augen an: »Limonow ist ein kleiner Halbstarker!« »Ich bin mir nicht sicher«, antwortete ich, »man müsste sich das mal genauer anschauen.«

»Gut«, unterbrach mich Patrick, ohne weitere Erklärungen zu verlangen, »schau es dir an.«

Ich brauchte eine ganze Weile, um seine Spur wiederzufinden und über Sascha Iwanow, einen Moskauer Verleger, an seine Handynummer zu gelangen. Und als ich die Nummer besaß, brauchte ich nochmals eine Weile, bis ich sie wählte. Ich zögerte, welchen Ton ich anschlagen sollte, nicht nur ihm gegenüber, sondern auch für mich selbst: War ich ein alter Freund oder ein argwöhnischer Ermittler? Sollte ich Russisch oder Französisch sprechen? Ihn duzen oder siezen? Ich erinnere mich an diese Unschlüssigkeit, doch seltsamerweise nicht an meinen ersten Satz, als er gleich nach dem ersten Klingelzeichen und noch vor dem zweiten Rufton abhob. Wahrscheinlich nannte ich meinen Namen, und ohne nur eine Sekunde zu zögern antwortete er: »Ah, Emmanuel. Wie geht's?« Überrumpelt nuschelte ich: »Gut«. Wir kannten uns nicht näher und hatten uns seit fünfzehn Jahren nicht gesehen, ich glaubte ihn erinnern zu müssen, wer ich sei. Doch im selben Augenblick fuhr er fort: »Sie waren letztes Jahr bei der Versammlung am Dubrowka-Theater, nicht?«

Ich war sprachlos. Aus hundert Meter Entfernung hatte ich ihn lange angestarrt, doch unsere Blicke hatten sich nur einen kurzen Moment lang gekreuzt, und seinerseits hatte nichts, weder ein Innehalten noch ein Wimpernzucken, darauf hingedeutet, dass er mich erkannt hatte. Als ich mich später von meiner Verblüffung erholt hatte, dachte ich, Sascha Iwanow, unser Verleger-Freund, habe ihm vielleicht meinen Anruf angekündigt ge-

habt, aber ich hatte Sascha Iwanow nichts von meiner Teilnahme an der Dubrowka-Veranstaltung erzählt, das Rätsel blieb also ungelöst. In der Folgezeit wurde mir klar, dass es sich nicht um ein Rätsel handelte, sondern dass Limonow ein ungeheures Gedächtnis besaß und eine nicht weniger ungeheure Selbstkontrolle. Ich sagte ihm, dass ich einen längeren Artikel über ihn schreiben wolle, und er willigte umstandslos ein, sich zwei Wochen lang von mir begleiten zu lassen – »außer wenn sie mich wieder einlochen«, fügte er hinzu.

3

Zwei junge, kahlrasierte Muskelprotze in Jeans, schwarzen Bomberjacken und Springerstiefeln holen mich ab, um mich zu ihrem Chef zu bringen. In einem schwarzen Wolga mit getönten Scheiben fahren wir durch Moskau, und ich rechne schon beinahe damit, dass sie mir die Augen verbinden, doch nein, meine Schutzengel begnügen sich damit, eilig den Hof des Wohnhauses, dann das Treppenhaus und schließlich den Treppenabsatz zu inspizieren, der zu einer kleinen, dunklen Wohnung führt, die wie eine Hausbesetzerbleibe eingerichtet ist und wo sich zwei weitere Skins mit Zigarettenrauchen die Zeit totschiagen. Eduard pendelt zwischen drei oder vier Wohnsitzen in Moskau, erklärt mir einer der beiden, und er wechselt sie so oft wie möglich, verbietet sich wiederkehrende Uhrzeiten und tut niemals einen Schritt ohne Bodyguards – Mitgliedern seiner Partei.

Meine Reportage fängt gut an, sage ich mir, während man mich warten lässt: geheime Verstecke, ein Leben im Untergrund, all das ist äußerst romantisch. Es fällt mir nur schwer, mich zwischen zwei Versionen von Romantik zu entscheiden: Terrorismus oder Widerstandsnetz, Carlos oder Jean Moulin – solange die offizielle Version nicht feststeht, haben beide jedenfalls gewisse Ähnlichkeiten. Ich frage mich auch, was Limonow seinerseits von meinem Besuch erwartet. Wird er mir misstrauen, weil die wenigen Portraits, die westliche Journalisten von ihm zeich-

neten, ihn zu einem gebrannten Kind gemacht haben, oder setzt er auf mich zum Zweck seiner Ehrenrettung? Ich bin ja selbst unentschieden. Es ist seltsam, sich auf eine Begegnung mit jemandem vorzubereiten, über den man vorhat zu schreiben, und dabei so wenig zu wissen, wie man es mit ihm halten will.

In dem spartanischen Büro mit geschlossenen Vorhängen, in das man mich schließlich führt, steht er da, in Jeans und schwarzem Pullover. Ein Händedruck, kein Lächeln. Er ist auf der Hut. In Paris duzten wir einander, aber am Telefon hatte er »Sie« gesagt, wir bleiben also beim »Sie«. Trotz der fehlenden Praxis spricht er besser Französisch als ich Russisch, also gut, dann Französisch. Früher machte er täglich eine Stunde lang Liegestütze und Hanteltraining, das scheint er beibehalten zu haben, denn mit fünfundsechzig Jahren ist er immer noch schlank: ein flacher Bauch, eine jugendliche Gestalt, die glatte, matte Haut eines Mongolen; aber er trägt jetzt einen Oberlippen- und einen Spitzbart, was ihm ein wenig das Aussehen des gealterten d'Artagnan in *Zwanzig Jahre später* und viel von einem bolschewistischen Kommissar und insbesondere von Trotzki gibt – nur dass Trotzki meines Wissens nach kein Bodybuilding trieb.

Im Flugzeug hatte ich eines seiner besten Bücher wiedergelesen, das *Tagebuch eines Versagers*, dessen Klappentext Farbe bekennt: »Wenn Charles Manson oder Lee Harvey Oswald Tagebuch geführt hätten, wäre es diesem hier ähnlich gewesen.« Ich habe einige Passagen daraus in mein Notizbuch kopiert. Diese hier zum Beispiel: »Ich träume von einem gewaltsamen Aufstand. Ich werde niemals ein Nabokov werden, ich werde nie in der Schweizer Prärie auf englischsprechenden, haarigen Beinen Schmetterlingen hinterherlaufen. Geben Sie mir eine Million – ich kaufe dafür Waffen und sorge in egal welchem Land für einen Aufstand.« Das war das Szenario, das er sich mit dreißig als mittelalterlicher Emigrant auf dem Pflaster von New York sitzengelassen ausmalte – und bitteschön, dreißig Jahre später wird der Film gedreht. Er spielt darin die Rolle, von der er geträumt hatte: den Berufsrevolutionär, den Stadtguerillero, Lenin in seinem Panzerwagen.

Ich sage ihm das. Er muss lachen, ein kurzes, trockenes Lachen ohne Liebenswürdigkeit, bei dem er durch die Nasenlöcher schnaubt. »Stimmt«, gibt er zu. »Was mein Leben angeht, habe ich mein Programm durchgezogen.« Aber er führt aus: Es sei jetzt nicht mehr der richtige Moment für einen bewaffneten Aufstand. Er träume nicht mehr von einem Gewaltakt, sondern eher von einer orangenen Revolution, wie sie gerade in der Ukraine stattfand. Einer friedlichen, demokratischen Revolution, die der Kreml seiner Meinung nach mehr als alles andere fürchtet und die er bereit ist, mit allen Mitteln niederzuschlagen. Aus diesem Grund führe er ein Leben als Verfolgter. Vor ein paar Jahren habe man ihn mit Baseballschlägern fertiggemacht. Und noch vor Kurzem sei er knapp einem Attentat entgangen. Sein Name rangiere auf den Listen der »Feinde Russlands« ganz oben, das heißt der To-deskandidaten, deren Adressen und Telefonnummern von inoffiziellen Handlangern der Regierung weitergereicht werden und die man auswählt, um sie öffentlich an den Pranger zu stellen. Die anderen auf diesen Listen seien Politkowskaja gewesen, die mit einer Pumpgun kaltgemacht wurde, der Ex-FSB-Offizier Litwinenko, den man mit Polonium vergiftete, nachdem er die kriminellen Machenschaften seiner Behörde enthüllt hatte, und der Milliardär Chodorkowski, der heute in Sibirien inhaftiert ist, weil er sich in die Politik eingemischt hat. Und der nächste sei er, Limonow.

Am nächsten Tag hält er eine Pressekonferenz mit Kasparow. Im Saal erkenne ich die meisten der Aktivisten wieder, denen ich während meiner Reportage über Politkowskaja begegnet war, aber es sind auch ziemlich viele Journalisten da, vor allem aus dem Ausland. Manche wirken sehr aufgeregt, wie dieses schwedische Team, das keinen Kurzbericht machen will, sondern eine große Dokumentation mit drei Monaten Dreharbeiten über das, was sie der unaufhaltsame Aufstieg der *Drugaja Rossija*-Bewegung zu sein hoffen. Offenbar sind die Schweden davon felsenfest überzeugt und rechnen damit, ihren Film sehr teuer in alle Welt zu verkaufen, wenn Kasparow und Limonow erst einmal an der Macht sind.

Mächtige Schultern, ein warmes Lächeln – ein sympathischer Typ, dieser armenische Jude: Als Kasparow und Limonow die Tribüne besteigen, wirkt der ehemalige Schachchampion imposanter als letzterer, der mit seinem Spitzbart und der Brille eher die Rolle des kaltblütigen Strategen im Schatten des geborenen Leaders zu spielen scheint. Auch ist es Kasparow, der entschlossen loslegt und erklärt, warum die Präsidentschaftswahlen, die im kommenden Jahr – 2008 – bevorstehen, ein historisches Ereignis seien. Putin beende seine zweite Amtszeit, die Verfassung verbiete ihm eine dritte, und er habe rings um ihn herum alle so erfolgreich weggebissen, dass kein Kandidat aus den Reihen der Macht in Sichtweite ist. Zum ersten Mal in der Geschichte Russlands habe eine demokratische Opposition eine reale Chance. Da die Medien mundtot gemacht würden, wisse man nicht, inwieweit die Russen genug von den Oligarchen, der Korruption und der Allmacht des FSB haben, aber er, Kasparow, wisse es. Er redet gewandt, seine Stimme hat das Timbre eines Cellos, und ich beginne mir einzubilden, dass die Schweden möglicherweise recht haben. Ich möchte gern glauben, dass ich etwas Großem, Außergewöhnlichem beiwohne, etwas wie den Anfängen der *Solidarność*. In diesem Moment feixt mein Nachbar, ein englischer Journalist, und flüstert mir mit gingeschwängertem Atem zu: »*Bullshit*. Die Russen verehren Putin und verstehen nicht, warum eine beschissene Verfassung ihnen verbieten soll, einen so guten Präsidenten dreimal hintereinander zu wählen. Aber vergessen Sie eines nicht: Was die Verfassung verbietet, sind drei Amtszeiten *in Folge*. Doch sie verbietet nicht, eine Runde auszusetzen mit einem Strohmann an der Spitze, der den Sessel warm hält, und danach wiederzukommen. Sie werden sehen.«

Dieses Beiseit dämpft meine Begeisterung. Auf einen Schlag wechselt die Wahrheit wieder auf die Seite der Realisten, der Leute, die Bescheid wissen und sich nichts erzählen lassen, auf die meines spitzzüngigen Freundes Pawel, demzufolge die Geschichte von einer demokratischen Opposition in Russland etwas sei wie eine Rochade beim Dame-Spiel: in den Spielregeln nicht vorgesehen, hat noch nie funktioniert und wird auch nie

funktionieren. Kasparow, den ich einen Augenblick zuvor noch bereit war, für einen russischen Wałęsa zu halten, wird zu einer Art François Bayrou, der mit jedem paktiert. Seine Rede kommt mir nun pathetisch und langatmig vor, und mein Nachbar und ich beginnen, eine Komplizenschaft von Hinterbänklern zu entwickeln, die unter den letzten Tischen im Klassenraum schweinsche Bilder austauschen. Ich zeige ihm ein Buch von Limonow, das ich gerade gekauft habe. Es heißt *Anatomie des Helden*, wurde außer in Serbien nirgendwo übersetzt und enthält einen Innenteil mit pfundigen Fotos, auf denen man den fraglichen Helden, nämlich Limonow *himself*, in Tarnkleidung neben dem serbischen Milizionär Arkan herumstolzieren sieht, neben Jean-Marie Le Pen, dem russischen Populisten Schirinowski, dem Söldnerführer Bob Denard und noch ein paar ähnlichen Humanisten. »*Fucking fascist ...*«, kommentiert der englische Journalist.

Wir richten beide unsere Blicke auf Limonow. Etwas abseits neben Kasparow stehend hört er ihm zu, wie dieser die Verfolgungen durch die Staatsmacht anprangert, und er macht nicht den Anschein, auf das zu warten, worauf alle Politiker während einer solchen Veranstaltung warten würden: dass der Redner endlich fertig werde, um an seiner Stelle das Wort zu ergreifen. Er sitzt einfach da, aufmerksam, so aufrecht und ruhig wie ein buddhistischer Mönch bei der Meditation. Die warme Stimme Kasparows ist jetzt nur noch ein Hintergrundgebrumm: Nun ist es das unergründliche Gesicht Limonows, das ich unter die Lupe nehme, und je mehr ich es prüfe, desto deutlicher wird mir bewusst, dass ich nicht die geringste Vorstellung davon habe, was er denkt. Glaubt er wirklich an diese orange Revolution? Amüsiert es den *outlaw*, den bissigen Hund, mitten unter ehemaligen Dissidenten und Menschenrechtsaktivisten, die er sein ganzes Leben lang als naiv bezeichnet hat, den tugendhaften Demokraten zu spielen? Genießt er es im Stillen, sich als Wolf im Schafstall zu sehen?

Ich finde in meinem Heft eine andere Passage aus dem *Tagebuch eines Versagers* wieder: »Ich habe mich auf die Seite des

Schlechten geschlagen, auf die von Käseblättern, Flugzettelkopien und Parteien, die nicht die geringste Chance haben. Ich liebe politische Versammlungen, die nur eine Handvoll Leute zusammenbringen, und die Kakophonie von untalentierten Musikern. Und ich hasse Symphonieorchester. Wenn ich eines Tages die Macht besäße, würde ich allen Geigern und Cellisten die Kehle durchschneiden.« Ich hätte die Stelle gern dem englischen Journalisten übersetzt, aber das ist nicht nötig; er musste im selben Moment das Gleiche gedacht haben, denn er beugt sich zu mir herüber und sagt, dieses Mal ohne im Geringsten zu lächeln: »Seine Freunde sollten sich in Acht nehmen. Wenn er zufällig an die Macht käme, wäre das Erste, was er täte, sie alle über den Haufen zu schießen.«

Auch wenn es nicht von statistischem Wert ist: Im Laufe dieser Reportage habe ich mit über dreißig Personen Gespräche über Limonow geführt, darunter sowohl Unbekannte, deren Auto ich mitbenutzte, denn jedermann in Moskau fährt schwarz Taxi, als auch Freunde, die zu denen gehören, die man mit viel Vorsicht formuliert russische Toskana-Fraktion oder linke Yuppies nennen könnte: Künstler, Journalisten, Verleger, die ihre Möbel bei IKEA kaufen und die russische Ausgabe von *Elle* lesen, Leute, die alles andere als überdreht sind – und dennoch hörte ich von keinem von ihnen ein Wort gegen Limonow. Keiner sprach das Wort »Faschismus« aus, und wenn ich sagte: »aber diese Fahnen, diese Slogans ...«, dann zuckten sie mit den Schultern und fanden mich reichlich prüde. Für sie war es, als sei ich gekommen, um Houellebecq, Lou Reed und Cohn-Bendit gleichzeitig zu interviewen: Zwei Wochen mit Limonow, hast du ein Glück! Das bedeutet freilich nicht, dass diese vernünftigen Leute bereit wären, ihn zu wählen – nicht mehr als die Franzosen, stelle ich mir vor, Houellebecq wählen würden, wenn sich die Gelegenheit dazu böte. Aber sie lieben sein aufrührerisches Wesen, sie bewundern sein Talent und seine Unverfrorenheit, und die Zeitungen, die ununterbrochen über ihn berichten, wissen das. Alles in allem: Er ist ein Star.

Ich begleite ihn zu einer Soiree beim Radiosender *Echo Moskau*, einem *der* gesellschaftlichen Ereignisse der Saison. Er kommt mit seinen Gorillas hin, aber auch mit seiner neuen Frau, Jekaterina Wolkowa, einer jungen Schauspielerin, die durch eine Fernsehserie bekannt geworden ist. Unter der politisch-medialen Prominenz, die sich auf dieser Soiree drängt, scheinen sie jeden zu kennen, und niemand wird mehr fotografiert und gefeiert als sie. Ich wünschte, Limonow schlieÙe mir vor, sie danach zum Essen zu begleiten, aber er tut nichts dergleichen. Noch weniger lädt er mich in die Wohnung ein, in der Jekaterina mit ihrem gemeinsamen Baby wohnt – denn sie haben, wie ich an diesem Abend erfahre, einen acht Monate alten Sohn. Schade: Ich hätte gern den Ort gesehen, an dem der Krieger zwischen zwei Geheimverstecken die FüÙe ausstreckt. Ich hätte ihn gern in der für ihn überraschenden Rolle des Familienvaters ertappt. Und vor allem hätte ich gern Jekaterina näher kennengelernt, denn sie ist hinreißend und hat eine Art von Liebenswürdigkeit an sich, die ich für das Vorrecht amerikanischer Schauspielerinnen gehalten hatte: Sie lacht viel, staunt über alles, was man ihr sagt, und lässt einen stehen, wenn jemand Wichtigeres vorbeikommt. Ich finde trotzdem Zeit, fünf Minuten mit ihr vor dem Buffet zu plaudern, und das ist genug, um mit einer unbedarften Frische erzählt zu bekommen, dass sie sich vor der Begegnung mit Eduard nicht für Politik interessiert habe, ihr jetzt aber klar geworden sei, dass Russland ein totalitärer Staat ist, in dem man für Freiheit kämpfen und an den Protestmärschen teilnehmen muss – und dem scheint sie genauso ernsthaft nachzugehen wie ihren Yoga-Seminaren. Am nächsten Tag lese ich in einer Frauenzeitschrift ein Interview mit ihr, in dem sie Schönheitstipps gibt und in zärtlicher Umarmung mit ihrem berühmten Oppositionellen von Mann posiert. Was mich allerdings vollkommen verblüfft ist, dass sie, zur Politik befragt, dasselbe wiederholt, was sie mir gegenüber äußerte, und Putin mit ebenso wenig Vorsicht zum Schuldigen erklärt wie eine engagierte Schauspielerin bei uns, die sich für illegale Einwanderer einsetzt, Sarkozy an den Pranger stellen würde. Ich versuche mir vorzustellen, was unter Stalin oder selbst unter Breschnew pas-

siert wäre, würde man von der völlig unwahrscheinlichen These ausgehen, dass ähnliche Sätze hätten gedruckt werden können, und ich sage mir, dass Putins Totalitarismus letztlich wohl nicht der schlimmste ist.

4

Es fällt mir schwer, diese Bilder zusammenzubringen: den Ganovenschriftsteller, den ich früher kannte, den verfolgten Guerillero, den verantwortungsbewussten Politiker und das Idol, dem die *people*-Seiten der Zeitschriften verliebte Artikel widmen. Ich denke mir, ich sollte Aktivisten seiner Partei treffen, um besser durchzublicken, *Nazboly* von der Basis. Die *Skins*, die mich jeden Tag in einem schwarzen Wolga zu ihrem Chef fahren und mich am Anfang etwas einschüchterten, sind nette Jungs, aber nicht sehr gesprächig, doch vielleicht stelle ich mich auch dumm an. Am Ende der Pressekonferenz mit Kasparow hatte ich eine junge Frau angesprochen, einfach weil ich sie hübsch fand, und sie gefragt, ob sie Journalistin sei. Sie hatte geantwortet: Ja, das heißt, eigentlich arbeite sie für die Internetseite der Nationalbolshewistischen Partei. Reizend, klug und gut gekleidet wie sie war: Sie war eine *Nazbolka*.

Über diese charmante junge Frau lerne ich einen ebenso netten jungen Kerl kennen, den – heimlichen – Verantwortlichen für die Moskauer Sektion. Mit seinen langen, von einem Gummiband zusammengehaltenen Haaren und seinem offenen, freundlichen Gesicht hat er wirklich nichts von einem Fascho, eher etwas von einem Globalisierungskritiker oder einem Autonomem der Tarnac-Gruppe. In seiner kleinen Vorstadt-Wohnung gibt es Platten von Manu Chao, und an den Wänden hängen Bilder im Stil von Jean-Michel Basquiat, die seine Frau gemalt hat.

Ich frage: »Und deine Frau? Steht sie hinter deinem politischen Kampf?«

»Absolut«, antwortet er, »sie ist übrigens im Gefängnis. Sie

gehörte zu den Neununddreißig im großen Prozess von 2005; dem, der von Politikowskaja dokumentiert wurde.«

Er sagt das mit einem breiten Lächeln und voller Stolz – und was ihn angehe, die Tatsache, dass er nicht auch im Gefängnis sitze, sei nicht seine Schuld: »*mne ne poweslo*«, bei mir hat's nicht geklappt. Vielleicht ein anderes Mal, noch ist nicht aller Tage Abend.

Wir fahren zusammen zum Gericht des Stadtteils Taganka, wo an diesem Tag gerade einige *Nazboly* ihr Urteil erwarten. Der Saal ist winzig, die Angeklagten tragen Handschellen und stehen in einem Käfig, und auf den drei Bänken, die für die Öffentlichkeit bestimmt sind, sitzen Freunde von ihnen, allesamt Parteigänger. Hinter den Gittern sind sie zu siebt: sechs junge Männer von sehr unterschiedlicher Erscheinung, die vom bärtigen, muslimischen Studenten bis zum *working class hero* im Trainingsanzug reicht, und eine etwas ältere, blasse, recht hübsche Frau mit zerzausten Haaren vom Typ linksextreme Geschichtslehrerin, die ihre Zigaretten selbst dreht. Die Anklage lautet auf Vandalismus, das heißt Schlägerei mit der Putin-Jugend. Auf beiden Seiten hat es Leichtverletzte gegeben. Dazu befragt, sagen sie aus, dass die anderen, die angefangen hätten, nicht verfolgt würden, dass der Prozess rein politischer Natur sei und dass sie, wenn sie für ihre Überzeugungen bezahlen sollten, dafür bezahlen würden. Die Verteidigung macht geltend, dass die Beschuldigten keine Hooligans seien, sondern ernsthafte Studenten mit guten Noten, dass sie schon ein Jahr in Untersuchungshaft verbracht hätten und das doch reichen müsse. Das Argument überzeugt den Richter nicht. Urteilsspruch für alle: zwei Jahre. Die Gendarmen führen sie ab, die sieben gehen lachend hinaus, zeigen die Faust und rufen: »*da smert!*«, bis zum Tod. Ihre Kumpels blicken ihnen voller Neid hinterher: Sie sind Helden.

Es gibt Tausende, vielleicht Zehntausende wie sie, die gegen den Zynismus revoltieren, der in Russland zur Religion geworden ist, und die Limonow einen wahren Kult widmen. Dieser Mann, der ihr Vater sein könnte oder für die Jüngsten sogar ihr

Großvater, hat das Leben eines Abenteurers geführt, von dem jeder mit zwanzig Jahren träumt; er ist eine lebende Legende, und das Herzstück dieser Legende, der Grund für sie alle, es ihm gleichzutun, ist sein cooler Heroismus, den er während seiner Inhaftierung bewies. Er war in Lefortowo, dem Bollwerk des KGB, das in der russischen Mythologie mindestens so schwer wiegt wie Alcatraz, er war im Arbeitslager und gehörte dort zu denen mit den strengsten Auflagen, und er hat sich niemals beklagt oder klein beigegeben. Er fand Mittel und Wege, um unter diesen Bedingungen nicht nur sieben oder acht Bücher zu schreiben, sondern auch seinen Haftbrüdern so wirksam zu helfen, dass diese ihn schließlich als Supergangster und gleichzeitig als eine Art Heiligen betrachteten. Am Tag seiner Haftentlassung stritten sich Gefangene und Wächter darum, ihm den Koffer tragen zu dürfen.

Als ich Limonow selbst frage, wie es im Gefängnis gewesen sei, begnügt er sich zunächst mit der Antwort: »*normalno*«, was im Russischen soviel heißt wie »okay, kein Problem, nichts Besonderes«, erst später erzählt er mir folgende Begebenheit.

Von Lefortowo aus wurde er ins Lager der Stadt Engels an der Wolga überführt. Dieses ist eine mustergültige, brandneue Anstalt und das Ergebnis der Anstrengungen ehrgeiziger Architekten, die man gern ausländischen Besuchern vorführt, auf dass sie löbliche Schlussfolgerungen zur Entwicklung der Haftbedingungen in Russland zögen. In Wirklichkeit nennen die Häftlinge von Engels ihr Lager »Eurogulag«, und Limonow versichert mir, dass die Raffinessen der Architektur es in keiner Weise erträglicher machen als die klassischen, von Stacheldrahtzäunen umgebenen Baracken – eher sogar grässlicher. Doch immerhin gleichen in diesem Lager die Waschbecken, die aus einer Platte gebürsteten Edelstahls gefertigt sind und in einer klaren, sachlichen Linie ein gusseisernes Rohr überragen, exakt denen in einem von Philippe Starck designten Hotel, in dem Limonow bei seinem letzten Aufenthalt in New York Ende der Achtzigerjahre von seinem amerikanischen Verleger untergebracht worden war.

Das stimmte ihn nachdenklich. Nicht einer seiner Mitgefangenen war in der Lage, dieselbe Parallele zu ziehen. Ebensov wenig einer der eleganten Gäste des eleganten New Yorker Hotels. Er fragte sich, ob es noch viele andere Menschen auf der Welt gebe wie ihn, Eduard Limonow, deren Erfahrung solch unterschiedliche Universen einschließt wie die eines Strafgefangenen in einem Zwangsarbeitslager an der Wolga und die eines angesagten Schriftstellers, der in einem Dekor von Philippe Starck herumspaziert. Nein, schlussfolgerte er, mit Sicherheit nicht, und er bezog daraus einen Stolz, den ich nachvollziehen kann und der mir sogar den Impuls gab, dieses Buch zu schreiben.

Ich lebe in einem ruhigen, abweisenden Land, das soziale Mobilität nur begrenzt zulässt. In einer großbürgerlichen Familie aus dem XVIIten Arrondissement von Paris geboren, bin ich ein Angehöriger der bürgerlichen Boheme des Xten geworden. Als Sohn eines Angestellten in Führungsposition und einer renommierten Historikerin schreibe ich Bücher und Drehbücher, und meine Frau ist Journalistin. Meine Eltern besitzen ein Ferienhaus auf der Île de Ré, ich selbst würde gern eines im Département Gard kaufen. Ich halte das für nichts Verwerfliches und denke nicht, dass es Rückschlüsse auf den Reichtum an menschlicher Erfahrung zuließe, aber sowohl vom geographischen als auch vom soziokulturellen Standpunkt aus gesehen kann man nicht gerade behaupten, dass mich das Leben sehr weit von meinen Wurzeln weggeführt hat, und diese Beobachtung gilt auch für die meisten meiner Freunde.

Limonow dagegen war ein Kleinkrimineller in der Ukraine, ein Idol des sowjetischen *Undergrounds*, Obdachloser, Kammerdiener eines Milliardärs in Manhattan, Starschriftsteller in Paris, ein Soldat, der sich in den Balkanraum verirrte, und jetzt, in diesem heillosen Chaos des Postkommunismus, ist er der alte, charismatische Chef einer Partei von jugendlichen Desperados. Er selbst sieht sich als Helden, man kann ihn auch als einen Dreck-sack betrachten: Ich selbst behalte mir mein Urteil vor. Aber

nachdem ich die Anekdote von den Waschbecken in Saratow zunächst einfach nur kurios fand, schien mir, sein romanhaftes, gefährliches Leben erzähle etwas. Nicht nur über ihn, Limonow, und nicht nur über Russland, sondern über unser aller Geschichte seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Etwas, ja, aber was? Ich beginne dieses Buch, um es zu begreifen.

I

Ukraine,
1943-1967

I

Die Geschichte beginnt im Frühjahr 1942 in einer Stadt an den Ufern der Wolga, die vor der Revolution Rastjapino hieß und seit 1929 den Namen Dserschinsk trägt. Dieser neue Name wurde ihr zu Ehren von Felix Dserschinski verliehen, einem Bolschewiken der ersten Stunde und Gründer des Sicherheitsdienstes, der zunächst Tscheka hieß, dann GPU, schließlich NKWD, später KGB und der heute FSB genannt wird. Wir werden ihm in diesem Buch unter den drei letzten dieser unheilverkündenden Abkürzungen begegnen, aber die Russen sagen unabhängig von den jeweils gültigen Bezeichnungen noch verhängnisvoller: *organy*, die Organe. Der Krieg tobt, die Schwerindustrie ist abgebaut und vom Zentrum der Kriegshandlungen ins Hinterland verlegt worden. So beschäftigt eine Waffenfabrik die gesamte Bevölkerung von Dserschinsk und lässt außerdem Truppen des NKWD mobil machen, um diese zu überwachen. Die Zeiten sind heroisch und unerbittlich: Einen Arbeiter, der fünf Minuten zu spät kommt, stellt man vor das Kriegsgericht, und es sind die Tschekisten, die einsperren, verurteilen und gegebenenfalls mit einer Kugel in den Nacken die Exekution ausführen. Eines Nachts kommen mehrere Messerschmitts als Späher vom Unterlauf der Wolga und werfen Bomben über der Stadt ab; einer der Soldaten, die rund um die Fabrik Wache schieben, leuchtet mit seiner Taschenlampe einer jungen Arbeiterin den Weg: Sie ist spät von der Arbeit gekommen und hastet in einen Unterschlupf. Sie stolpert und hält sich an seinem Arm fest. Auf ihrem Handgelenk entdeckt er eine Tätowierung. In der Dunkelheit, die vom Feuerschein der Großbrände in Glut getaucht wird, kommen sich ihre Gesichter näher. Ihre Lippen berühren sich.

Der Soldat Wenjamin Sawenko ist dreiundzwanzig Jahre alt. Er kommt aus einer Familie ukrainischer Bauern. Als geschickter Elektriker wurde er vom NKWD rekrutiert, der in allen Bereichen die besten Elemente auswählt, und dieser Tatsache verdankt er es, dass er sich nicht an der Front befindet wie die meisten jungen Männer seines Alters, sondern der Bewachung einer Waffenfabrik im Hinterland zugeteilt wurde. Er ist weit weg von zu Hause, und in der Sowjetunion stellt das eher die Regel als die Ausnahme dar: Deportationen, Exilierungen, Massenumsiedlungen – unaufhörlich werden die Leute herumgeschoben, und die Chancen stehen praktisch gleich null, dort, wo man geboren ist, auch zu leben und zu sterben.

Raja Zybin kommt aus Gorki, dem ehemaligen Nischni-Nowgorod, wo ihr Vater Direktor eines Restaurants war. In der Sowjetunion ist man weder Inhaber noch Betreiber eines Restaurants, sondern Direktor. Ein Restaurant ist nichts, was man gründet oder aufkauft, sondern ein Posten, auf den man berufen wird, und es ist gar kein schlechter Posten; unglücklicherweise wurde Rajas Vater wegen Veruntreuung von Geldern abgesetzt und zum Disziplinarbataillon aufs Schlachtfeld von Leningrad abkommandiert, und dort ist er gerade gestorben. Er ist ein Schandfleck in der Familie, und ein Schandfleck in der Familie kann in diesen Zeiten in diesem Land ein ganzes Leben ruinieren. Dass Kinder nicht für die Vergehen ihrer Väter zu bezahlen haben, scheint uns eine der Grundlagen von Gerechtigkeit zu sein; in der sowjetischen Realität ist es nicht einmal ein Prinzip auf dem Papier oder etwas, auf das man sich wenigstens theoretisch berufen kann. Die Kinder von Trotzlisten, von Kulaken – wie man wohlhabende Bauern nennt – und von Privilegierten des alten Regimes sind zu einem Leben als Ausgestoßene verurteilt, ohne Zugang zur Universität, zu den Pionieren, der Roten Armee und der Partei, und sie haben keine andere Möglichkeit, dieser Ächtung zu entgehen, als ihre Eltern zu verleugnen und dann ein Höchstmaß an Dienst-eifer und Beflissenheit an den Tag zu legen; und da Dienst-eifer bedeutet, seinen Nächsten zu denunzieren, haben die Organe keine besseren Handlanger als Leute mit einer befleckten Biografie.

Im Fall von Rajas Vater brachte dessen Tod auf dem Feld der Ehre die Dinge möglicherweise etwas ins Lot; die Zeit des Großen Terrors in den dreißiger Jahren hatten die Zybins wie die Sawenkos jedenfalls unbehindert überstanden. Zweifellos waren sie zu kleine Fische. Dieses Glück hält Raja allerdings nicht davon ab, sich für ihren unehrenhaften Vater zu schämen, so wie sie sich auch für die Tätowierung schämt, die sie sich hat machen lassen, als sie Schülerin in der technischen Schule war. Sie wird später versuchen, sie zu entfernen, indem sie sich das Handgelenk mit Salzsäure besprüht, denn sie leidet darunter, nicht mit kurzärmeligen Kleidern herumspazieren zu können und als Offiziersgattin auszusehen wie eine aus dem Pöbel.

Rajas Schwangerschaft fällt fast auf den Tag genau mit der Belagerung Stalingrads zusammen. Eduard wird im schrecklichen Monat Mai 1942 zur Zeit der schmerzlichsten Niederlagen gezeugt und am 2. Februar 1943 geboren, zwanzig Tage, bevor die sechste Armee des Deutschen Reichs den Kampf einstellt und die Geschichte des Kriegs sich wenden. Immer wieder wird man ihm erzählen, dass er ein Kind des Sieges sei und in eine Welt von Sklaven geboren worden wäre, hätten nicht die Männer und Frauen seines Volks ihr Leben geopfert, um dem Feind jene Stadt abzutrotzen, die den Namen Stalins trug. Später spricht man anders über Stalin, man bezeichnet ihn als Tyrannen und verurteilt den Terror, den er verbreitete, doch für diejenigen aus Eduards Generation bleibt er der größte Anführer der sowjetischen Völker im tragischsten Moment ihrer Geschichte, der Sieger über die Nazis, der Mann, der, einem Plutarch ebenbürtig, des folgenden Zugs fähig war: Die Deutschen hatten seinen Sohn, den Leutnant Jakow Dschugaschwili, gefangen genommen, die Russen hatten ihrerseits vor Stalingrad den Feldmarschall Paulus gefasst, einen der wichtigsten Militärführer des Deutschen Reichs. Als das deutsche Oberkommando Stalin einen Austausch anbot, antwortete dieser herablassend, er tausche keine Feldmarschälle gegen simple Leutnants. Jakow beging Selbstmord, indem er sich in den elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun seines Lagers warf.

Zwei Anekdoten tauchen auf, die von Eduards frühester Kindheit erzählen. Die rührende erste ist die Lieblingsgeschichte seines Vaters: Sie zeigt einen Säugling, der in Ermangelung einer Wiege in einer Granatenkiste liegt und anstelle eines Nuckels auf einem Heringsschwanz herumkaut und dabei lächelt wie im siebten Himmel. »*Molodez!*«, ruft Wenjamin aus, »Kleiner Prachtkerl! Der wird sich überall wohl fühlen!«

Von Raja wird die zweite, weniger liebreizende Anekdote überliefert: Sie ist mit ihrem Baby auf dem Rücken in der Stadt unterwegs, als die Luftwaffe beginnt, Bomben abzuwerfen. Sie findet Schutz in einem Keller mit einem Dutzend von Leuten, manche stehen unter Schock, andere sind völlig apathisch. Der Boden und die Wände beben, sie versuchen, dem Gehör nach zu bestimmen, in welcher Entfernung die Bomben fallen und welche Gebäude sie zerstören. Der kleine Eduard beginnt zu weinen und zieht damit erst die Aufmerksamkeit und dann die Wut eines Typen auf sich, der mit zischender Stimme erklärt, die Scheißdeutschen hätten zum Aufspüren von lebenden Objekten ultramoderne Techniken, die auf die leisesten Geräusche reagierten: Das Kindergeheul werde sie alle umbringen. Er hetzt die anderen derart auf, dass sie Raja hinauswerfen und diese gezwungen ist, unter dem Bombenhagel einen anderen Unterschlupf zu suchen. Rasend vor Wut sagt sie sich und ihrem Baby, dass alles, was man ihm einmal über gegenseitige Hilfe, Solidarität und Brüderlichkeit erzählen werde, ein Witz sei. »Die Wahrheit ist, dass die Menschen feige Dreckskerle sind und dass sie dich töten, wenn du nicht bereit bist, als erster loszuschlagen, vergiss das nie, kleiner Editschka.«

2

Kurz nach Kriegsende nennt man Städte nicht Städte, sondern »Bevölkerungskonzentrationen«, und die junge Familie Sawenko führt, den Zuteilungen folgend, über die sie nie selbst entscheidet, ein Leben in Kasernen und Barackenlagern in verschie-

denen Bevölkerungskonzentrationen an der Wolga; dann siedelt sie sich im Februar 1947 in Charkow in der Ukraine an. Charkow ist ein großes Industriezentrum und ein wichtiger Knotenpunkt des Schienenverkehrs, weshalb sich Deutsche und Russen heftig darum stritten, es einnahmen, zurückeroberten und wechselseitig besetzten, wobei sie die Bewohner niedermetzelten und am Ende des Kriegs nichts als ein Ruinenfeld zurückließen. Das konstruktivistische Betongebäude, das in der Straße der Roten Armee die Offiziere des NKWD und ihre Familien beherbergt – die mit der Bezeichnung »unterhaltsberechtigten Personen« beehrt werden – blickt auf das, was einstmals der imposante Hauptbahnhof war und nun ein Chaos aus Steinen, Ziegeln und Metall ist, umgeben von einem Bretterzaun, den zu besteigen verboten ist, denn in dem Schutt dahinter liegen außer Kadavern von deutschen Soldaten auch Minen und Handgranaten: Einem kleinen Jungen wurde bereits eine Hand abgerissen. Trotz dieses Beispiels unternimmt die Bande von Gören, denen Eduard sich anschließt, vermehrt Streifzüge durch die Ruinen; sie suchen nach Patronen, streuen das darin enthaltene Schießpulver auf die Schienen der Straßenbahn und erzeugen auf diese Weise Knattersalven, Feuerwerke und einmal sogar eine legendär gewordene Entgleisung. Die älteren unter ihnen erzählen während der Abendstunden schauerliche Geschichten: von toten Deutschen, die in den Ruinen spuken und Unvorsichtigen auflauern, von Kesseln in Kellern, in denen man Kinderfinger findet, von Kannibalen und vom Handel mit Menschenfleisch. Es ist eine Zeit des Hungers, zu essen gibt es nichts als Brot, Kartoffeln und vor allem *Kascha*, eine Buchweizengrütze, die bei den ärmeren Russen zu jeder Mahlzeit auf den Tisch kommt, und manchmal auch bei wohlhabenden Parisern wie mir selbst, die sich einbilden, sie wohlschmeckend zubereiten zu können. Wurst ist ein seltener Luxus, Eduard ist so versessen darauf, dass er davon träumt, Metzger zu werden, wenn er groß ist. Es gibt keine Hunde, keine Katzen, keine Haustiere, sie wären längst schon aufgegessen worden; von Ratten dagegen wimmelt es nur so. Zwanzig Millionen Russen hat der Krieg getötet, aber weitere zwanzig Millio-

nen müssen ohne Dach über dem Kopf der Nachkriegszeit trotzen. Die meisten Kinder haben keine Väter mehr; die meisten Männer, die überlebt haben, sind Invaliden. An jeder Straßenecke trifft man auf Einarmige, Einbeinige oder ganz und gar beinlose Krüppel. Ebenso sieht man überall Kinderbanden, die auf sich selbst gestellt sind, Kinder von Eltern, die im Krieg geblieben sind, oder Kinder von Feinden des Volks, ausgehungerte Kinder, die wieder zu Wilden werden, in gefährlichen Horden herumziehen und klauen und morden – und deretwegen man das straffähige Alter, und das heißt das Alter für die Todesstrafe, auf zwölf Jahre herabsetzt.

Der kleine Junge bewundert seinen Vater. Er liebt es, ihm am Samstagabend beim Schmieren seiner Dienstwaffe zuzusehen, er liebt es, ihm zuzuschauen, wenn er seine Uniform anlegt, und nichts macht ihn glücklicher als die Erlaubnis, seine Stiefel wischen zu dürfen. Er steckt seinen Arm bis zur Schulter in den Schaft, verteilt sorgfältig die Schuhcreme und benutzt für jeden Arbeitsschritt die eigens dafür vorgesehenen Bürsten und Lappen jener Ausstattung, die Wenjamins halben Koffer ausfüllt, wenn er zu einem Einsatz geschickt wird, und sein Sohn packt sie aus, sortiert sie wieder ein und hält sie sorgfältig in Ordnung, während er den glorreichen Tag herbeisehnt, an dem er selbst eine solche Ausrüstung besitzen wird. Die einzigen Männer, die er dieses Namens für würdig befindet, sind die Militärs, und die einzigen Kinder, mit denen er Umgang pflegt, die Kinder von Militärs. Er kennt auch keine anderen: Die Familien der Offiziere und Unteroffiziere, die im Wohnblock des NKWD in der Straße der Roten Armee wohnen, verkehren nur untereinander und halten wenig von den Zivilistentypen, diesen jämmerlichen, disziplinenlosen Kreaturen, die ohne Vorwarnung mitten auf dem Gehsteig stehen bleiben und so einen Soldaten zwingen von seinem Kurs abzuweichen, der mit vorschriftsmäßigem, geregelterm, kräftigem Schritt und einem Tempo von sechs Stundenkilometern marschiert: Eduard wird zeit seines Lebens so gehen.

Zum Einschlafen erzählt man den Kindern aus der Straße der

Roten Armee Geschichten vom Krieg, den die Russen nicht wie wir den Zweiten Weltkrieg nennen, sondern den Großen Vaterländischen Krieg, und ihre Träume sind voll von einstürzenden Schützengräben, toten Pferden und Kameraden, deren Köpfe vor den eigenen Augen von Granatsplittern abgerissen werden. Diese Geschichten begeistern Eduard. Doch er bemerkt auch, dass sein Vater etwas verlegen wirkt, wenn seine Mutter sie ihm erzählt. Nie ist in diesen Geschichten die Rede von ihm und seinen Heldentaten, sondern nur von denen seines Onkels, Rajas Bruder, und der kleine Junge traut sich nicht zu fragen: »Und du, Papa, bist du nicht auch im Krieg gewesen? Hast du nicht auch gekämpft?«

Nein, er hat nicht gekämpft. Die meisten Männer seines Alters haben dem Tod ins Gesicht gesehen. Der Krieg, wird sein Sohn später schreiben, hat auf sie gebissen wie auf eine dubiose Münze, und sie wissen, dass sie kein Falschgeld sind, denn sie haben nicht nachgegeben. Nicht so sein Vater. Er ist nicht dem Tod von der Schippe gesprungen. Er hat den Krieg im Hinterland verbracht, und seine Frau lässt kaum eine Gelegenheit aus, ihm das unter die Nase zu reiben.

Sie ist hart, stolz auf ihren Rang und jeder Form von Rührung feindlich gesinnt. Stets ergreift sie Partei gegen ihren kleinen Jungen und für seine Widersacher. Wenn er geschlagen wird, tröstet sie ihn nicht, sondern gratuliert dem Angreifer: Nur so wird ein Mann aus ihm werden und kein Weichei. Zu Eduards ersten Erinnerungen gehört, mit fünf Jahren an einer schweren Mittelohrentzündung gelitten zu haben. Eiter quoll aus seinen Ohren, und mehrere Wochen lang war er taub. Auf dem Weg zur Ambulanz, in die seine Mutter ihn brachte, musste man Eisenbahnschienen überqueren. Ohne ihn hören zu können, sah er einen Zug heranzubrausen, er sah den Dampf und die Geschwindigkeit des schwarzen Metallmonsters, und plötzlich überkam ihn eine irrationale Angst, seine Mutter wolle ihn unter dessen Räder werfen. Er fing an zu schreien: »Mama! Liebe, liebe Mama! Wirf mich nicht unter die Räder! Bitte, wirf mich nicht unter die Räder!« Als er da-

von erzählt, besteht er auf der Wichtigkeit des »bitte«, als habe einzig diese Höflichkeitsformel seine Mutter damals von ihrem finsternen Vorhaben abgebracht.

Als ich Eduard dreißig Jahre später in Paris kennenlernte, sagte er gern, sein Vater sei ein KGB-Agent gewesen, denn er wusste, dass dies im Westen wie eine kalte Dusche wirkte. Einmal, nachdem er diesen Effekt ausgekostet hatte, machte er sich über uns lustig: »Hört auf, euch einen Horrorfilm auszumalen, mein Vater war praktisch nichts anderes als ein Polizist, mehr nicht.«

Wirklich nicht mehr?

Kurz nach der Revolution, zur Zeit des Bürgerkriegs, war Trotzki gezwungen, als Führer der Roten Armee Elemente aufzunehmen, die der kaiserlichen Armee entstammten; diese waren Berufsmilitärs und Waffenspezialisten, doch sie waren »bürgerliche Spezialisten« und als solche wenig vertrauenswürdig, und um sie zu kontrollieren, ihre Befehle gegenzuzeichnen und sie kaltzumachen, falls sie aufmuckten, schuf er einen Korps von Staatssicherheitskommissaren. So entstand das Prinzip der »doppelten Verwaltung«, das auf der Idee beruht, dass man für die Ausführung einer Aufgabe mindestens zwei Menschen braucht: einen, der sie ausführt, und einen, der sicherstellt, dass dieser sie den marxistisch-leninistischen Grundsätzen entsprechend ausführt. Von der Armee ausgehend breitete sich dieses Prinzip auf alle gesellschaftlichen Bereiche aus, und dabei wurde man sich bewusst, dass es noch einen dritten brauchte, um den zweiten zu überwachen, einen vierten, um den dritten zu bewachen, und so weiter.

Wenjamin Sawenko ist ein kleines Rädchen im Getriebe dieses paranoischen Systems. Seine Arbeit besteht darin, zu beaufsichtigen, zu kontrollieren und Bericht zu erstatten. Dies beinhaltet nicht notwendigerweise grausame Repressionsmaßnahmen, da hat Eduard schon recht. Man sah bereits, dass er als einfacher Soldat des NKWD den Krieg als schlichter Wachposten vor einer Fabrik verbrachte. In Friedenszeiten auf den bescheidenen Grad des Unterleutnants befördert, übt er die Funktion eines *Natsch-*

kluba aus, was man mit »Diskobetreiber« übersetzen könnte; in den Kreisen, in denen er Karriere macht, bedeutet es, die Freizeit und das kulturelle Leben von Soldaten zu gestalten, indem man beispielsweise Tanzveranstaltungen zum Tag der Sowjetischen Armee organisiert. Diese Aufgabe passt zu ihm; er spielt Gitarre und singt gern, und auf seine Weise hat er ein Faible für besondere Dinge. Er lackiert sich sogar die Fingernägel mit durchsichtigem Lack: Er ist ein wahrer Dandy, dieser Unterleutnant Sawenko, und er hätte ein interessanteres Leben führen können, urteilt rückblickend sein Sohn, hätte er den Mut gehabt, die strenge Autorität seiner Frau abzuschütteln.

Wenjamins *nightclubbing* à la NKWD, das ihn ziemlich aufblühen lässt, währt leider nicht lange, denn er lässt sich den Posten von einem gewissen Hauptmann Lewitin wegschnappen, der ohne sein Wissen zum erklärten Feind der Sawenkos wird und in der Privatmythologie Eduards zu einer Hauptfigur: der Intrigant, der schlechter arbeitet, aber erfolgreicher ist als du, und dessen Unverfrorenheit und unverschämtes Glück dich demütigen, und zwar nicht nur vor deinen Vorgesetzten, sondern auch, und das ist viel schlimmer, vor deiner Familie, sodass dein eigener kleiner Sohn zwar treu in die Verachtung der Seinen für Lewitin einstimmt, im Geheimen aber denkt – und er kann nicht anders, selbst wenn er wollte –, dass sein eigener Vater ein bisschen armelig und erbärmlich sei, während Lewitins Sohn doch irgendwie Glück habe. Eduard wird später eine Theorie entwickeln, nach der es im Leben eines jeden einen Hauptmann Lewitin gibt. Sein eigener wird bald auf der Bildfläche erscheinen: mit den Zügen des Dichters Joseph Brodsky.

3

Eduard ist zehn Jahre alt, als Stalin am 5. März 1953 stirbt. Seine Eltern und die Menschen ihrer Generation haben ihr ganzes Leben in seinem Schatten verbracht. Auf alle Fragen, die sie sich

stellten, hatte er eine lakonische, barsche Antwort, die keinem Zweifel Raum ließ. Sie erinnern sich an die Tage voller Entsetzen und Trauer, die auf den Angriff der Deutschen 1941 gefolgt waren, und an den Tag, an dem Stalin nach seiner anfänglichen tiefen Mutlosigkeit im Radio sprach. Als er sich an die Männer und Frauen seines Volkes wandte, nannte er sie nicht »Genossen«, sondern »meine Freunde«. »Meine Freunde«: Diese Worte, so einfach und vertraut, Worte, deren Herzenswärme man vergessen hatte und die inmitten der unermesslichen Katastrophe die Seele streichelten, bedeuteten den Russen so viel wie uns die von Churchill und de Gaulle. Nun ist das ganze Land in Trauer um denjenigen, der sie aussprach. Die Schulkinder weinen, weil sie ihr Leben nicht opfern können, um das seine zu verlängern. Und Eduard weint mit den anderen.

Er ist jetzt ein netter, kleiner, sensibler, ein bisschen kränklicher Junge, der seinen Vater liebt und seine Mutter fürchtet und beiden höchste Zufriedenheit schenkt. Als Gruppenratsvorsitzender seiner Klasse prangt sein Name jedes Jahr auf der Ehren-
tafel, wie es sich für einen Offizierssohn geziemt. Er liest viel. Seine Lieblingsautoren sind Alexandre Dumas und Jules Verne, die beide in der Sowjetunion äußerst populär sind. In diesem Punkt berühren sich unsere so verschiedenen Kindheiten. Wie für ihn waren meine Vorbilder die Musketiere und der Graf von Monte Christo. Ich träumte davon, Trapper, Forscher oder Seefahrer zu werden – genauer gesagt Wal-Harpunier, so wie Ned Land, der in der Filmadaption von *20 000 Meilen unter dem Meer* von Kirk Douglas gespielt wurde und mit seinen in ein gestreiftes Trikot gegossenen Brustmuskeln, seinen Tattoos, seinem Spott und seiner Beherrschung Professor Aronnax und selbst dem finsternen Kapitän Nemo an äußerer Stärke klar überlegen war. Alle drei Gestalten boten sich für eine Identifikation an: der Gelehrte, der Rebell und der Mann der Tat, der gleichzeitig ein Mann aus dem Volk war; und wenn es nach mir gegangen wäre, wäre ich gern letzterer geworden. Aber es ging nicht nur nach mir. Meine Eltern gaben mir bald schon zu verstehen, dass der Wal-Harpunier nicht in Frage käme und es besser sei, Gelehrter

zu werden – ich erinnere mich nicht, ob die dritte Option, der Rebell, damals diskutiert wurde –, zumal ich an starker Kurzsichtigkeit litt: Harpunieren Sie mal Wale mit einer Brille im Gesicht!

Seit ich acht war, hatte ich eine solche tragen müssen. Eduard auch, doch er litt mehr darunter als ich. Denn in seinem Fall verbaute ihm dieses Handicap nicht ein Hirngespinnst von Karriere, sondern genau die, zu der er eigentlich bestimmt war. Der Augenarzt, der ihn untersuchte, ließ seinen Eltern jedenfalls nur wenig Hoffnung: Mit einem so schlechten Sehvermögen sei ihr Sohn aller Voraussicht nach wehrdienstuntauglich.

Diese Diagnose ist für ihn eine Tragödie. Er hatte niemals vorgehabt, etwas anderes zu werden als Offizier, und nun erklärt man ihm, dass er nicht einmal seinen Militärdienst machen würde und dazu verurteilt sei, das zu werden, was man ihm seit frühester Kindheit beigebracht hatte zu verachten: ein Zivilist.

Und vielleicht wäre er auch ein solcher geworden, wenn das Gebäude, das die NKWD-Offiziere beherbergte, nicht abgerissen, seine Bewohner auf verschiedene Wohnorte verteilt und die Sawenkos in der Neubausiedlung Saltow am äußersten Stadtrand von Charkow einquartiert worden wären. Saltow, das sind im rechten Winkel angeordnete Straßen, die zu asphaltieren man jedoch nicht die Zeit oder die Mittel hatte, und Betonwürfel mit vier Etagen, die gerade erst gebaut wurden und schon wieder verfallen und in denen die Arbeiter dreier Fabriken mit den Namen »Die Turbine«, »Der Kolben« beziehungsweise »Hammer und Sichel« wohnen. Wir sprechen von der Sowjetunion, wo es im Prinzip nichts Abwertendes ist, Proletarier zu sein, doch die meisten Männer von Saltow sind Alkoholiker und Analphabeten, und die meisten ihrer Kinder verlassen die Schule mit fünfzehn, um in der Fabrik zu arbeiten oder, häufiger noch, um auf der Straße herumzuhängen, sich zu besaufen und sich eins in die Fresse zu schlagen, und selbst in der klassenlosen Gesellschaft begreift man nicht, was die Sawenkos in diesem Exil anderes hätten sehen sollen als einen sozialen Abstieg. Vom ersten Tag an

EMMANUEL CARRÈRE

Emmanuel Carrère**Limonow**Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74718-4btb

Erscheinungstermin: August 2014

LIMONOW
ЛИМОНОВ

Eduard Limonow, eine der umstrittensten und widersprüchlichsten Figuren Russlands, lebt sein abenteuerliches Leben mit einer schwindelerregenden Intensität. Er hatte Sex mit Männern und Frauen, verführte Minderjährige, wurde Familienvater, lebte als hungerleidender und partyfeiernder Dandy in den USA und Paris, kämpfte als Freiwilliger in diversen Kriegen, tötete und saß im Gefängnis. Seine politische Haltung oszilliert zwischen extrem rechts und extrem links – immer in Opposition zum Establishment.

[Der Titel im Katalog](#)